

(Nachdruck verboten.)

Der Kasfl vom Hollerbräu.

4) Roman von R. von Seydlich.

Langsam hatte sich der Saft umgewandt, — er saß bedächtig mit ein paar ruhigen Gefellen vor den halbleeren Krügen, — und fixierte scharf den Kasfl; dieser sah ihn ohne zu verstehen an.

Der Angerufene stand dann noch bedächtiger auf, pflanzte sich gegenüber Kasfl breit hin, schaute immer noch unverwandt in dessen Augen, als kenne er die Gesichter sämtlicher Brauer des Erdballs, oder als habe jeder Braubeflissene ein geheimes Merkzeichen irgendwo im Gesicht, und sagte zu ihm endlich:

„Bist Du — Gesellschaft?“

Kasfl hatte daheim in der kleinen bäuerlichen Brauerei, wie bemerkt, so wenig gelernt, daß er nicht einmal die Sprache des Handwerks kannte; richtig freigesprochen war er ja auch nicht; so riß er zwar den Mund auf, aber er verstand die Frage nicht und sah noch blöder drein, wie der andre die Worte lauter wiederholte. Da drehte sich der Trager verächtlich weg und sagte ziemlich laut:

„Schroll, elendiger!“

— und setzte sich wieder an den andren Tisch.

„Lisi, mehr schlagfertig, fragte jetzt: „Was hat er g'sagt?“

— Aber keiner hatte recht verstanden, und am wenigsten war Kasfl im stande, die Tödllichkeit dieser Beleidigung zu erfassen, die nur ein in der Brauersprache Geübter versteht.

Genug, die Sache hatte keine Folgen; und Lisi, die jetzt zum erstenmal von Kasfls Brauerwünschen zu hören bekam, verlor keine Sekunde, ihn durch Ueberredung davon abzubringen, so lange es noch Zeit war.

„Noch nirgends zugesprochen hast? Na, also, schau, nachher bist g'scheit und laßt's gehen! Kannst ja was anders thun; Metzger. Oder Bäcker. Oder — — weißt, ka' Eil hat's überhaupt net. A bissel a Geld wirft selber ham. Und ich schau derweil zu, daß i recht verdien. Nachher langt's für uns zwa. Geh, sei g'scheit! — Tag und Nacht müßens da arbeiten inera Brauerei. Kannst niemals fort, kaum daß d'n halb'n Sonntag hast. — Na, — mir war's gnuua. — Uebrigens, daderbo red'n mer morg'n. Heut' schau'n mer uns a wing in der Stadt um, daß d' dich auskennst, und am Abend san mer recht fidel.“

Kasfls Wasseraugen leuchteten in verschimmendem Glanze. Die etwas stürmische Proposition fand bei ihm keinen energischen Widerstand. Hier in der Stadt überhaupt! Da ist man eben „a bissel reisch und fesch; und nit so g'schamig und tramhapet wie am Land“; hier zeigt man gleich einmal zu Anfang, daß man weltmännische Talente hat!

Und der Kasfl sagte zu und zwickte die Lisi in den Arm, so fest, daß er meinte, er griffe durchs Fleisch durch. Er wunderte sich, wie lappig das Fleisch war. Sie schrie auf und verwies ihm solche Bauerntölpelerei. Er aber, mit einem Neß von Ueberlegung, fragte belustigt: „Geh, sag' mir, was treibst denn eigentlich 'en ganzen Tag, daß d' so schwache Kerm hast? Arbeitst denn gar nix?“

Sie rückte von ihm weg und stemmte die Arme ein: „Wa—as? I nix arbeiten? Mir war's gnuua! Modell stehen thu' i. Dees kennst net? — Modell stehen halt.“ fügte sie als Erklärung betonend hinzu, als müsse er es begreifen. Kasfl ließ sich aber die Sache doch noch genauer erklären und staunte zuletzt über das viele Geld, was sie da ohne so eigentliche Arbeit einnahm: drei, vier, sechs Mark den Tag; ja oft auch einen kleinen Goldfuß. Sakra, sakra! — Das war ja kolossal viel. — Aber sie verdarb den Eindruck beinahe, als sie hinzufügte: „Rei, unter zwanzig Mark darf i net schlaf'n geh'n. — Wos meinst denn, was des bissel Leb'n kost in München? 's G'wand und die vielen Schuh, die man verreizt beim umanandlaasn? Und 's Zimmer und 's Fressen und Saasn! Und die Feiertäg erscht. Naa, zwanz'g Mark, na' langt's grad. Hungern und strafvanziern und si' schind'n in die Fabriken und die Druckereien, — naa, mir war's gnuua!“

„Zwang'g Markln.“ murmelte er verdutzt und sah im Geiste die Münchener Straßen schon für übervolle goldene

Ströme an, aus denen jeder sich im Vorbeigehen gerade so mit der linken Hand nachlässig und bequem für seinen täglichen Bedarf das Nötige schöpfen konnte, alle Tage, Jahr aus, Jahr ein, ohne Sorgen und schwere Schinderei.

„Sigt, Kasfl — 's Modellstehen, dees sollst a treib'n. Dees zahlst si' aus. Natürlich, Ihr Mannsbilder, Ihr könnt halt net gar so viel verdienen derbei, als wie mir. — Zwar, i wüßt schon — — bei die Malerinnen . . .“

Und sie entwarf ihm ein ungefähres Bild des glänzenden Geschäfts. Im Winter warme Ateliers; die Maler feine, meist junge Herren; und oft die schönen Kostüme, alles Sammet und Gold. Und das lustige Völkchen! Der leichte Verdienst, und oft, wenn eins Glück hat, noch eine glänzende Zukunft! Wie viele Modelle haben Maler geheiratet und sind reiche, feine Damen geworden. Und so mancher junger Italiener hat bei den Künstlerinnen sein Glück gemacht.

„Natürlich, weißt, Schatz, dees sag' i nur so. Dees darfst mer Du net! Sonst is aus zwischen uns, des sag' i der glei. „Mir war's gnuua!“

Und sie trank ihren Stein aus, wie um solche Möglichkeiten hinunter zu schwimmen. Kasfl war aber immer stiller und stiller geworden. In seinem Hirn schwamm jetzt ein ganz andres Bild obenauf als vorher.

Die Brauerei war etwas in den Hintergrund getreten, und die Malerei trat verführend an seine Stelle. Die Sache war gar nicht so dumm. Das Brauen konnte man ja immer noch anfangen, wenn einmal das mit der Malerei nicht mehr ging.

Aber das tollste war, daß er sich jetzt im Geiste nicht eigentlich Modellstehen sah, sondern daß ihm plötzlich wieder ein langvergeßener Gedanke aufstieg: — — ob man nicht lieber selber Maler werden könnte? In der Heimat erinnerte er sich von einem Münchener Professor — Grün hieß er — gehört zu haben, der ein Maler und so gewaltig reich dadurch geworden war, daß er sich das ganze große Schloß Hohensfels gekauft hatte. Der mußte also doch noch mehr wie sechs, zehn oder zwanzig Mark im Tag verdienen. — Deigl noch mal, wenn du das auch zu stande brächtest, Kasfl! Und dann heimreisen — fein, auf der Eisenbahn, wie sich's gehört, — und auch ein großes Schloß kaufen und Pferde und Wagen haben und Professor heißen und — — gar am End' die Lisi heiraten.

Der Traum nahm ihn gefangen, und — ehe er sich Mühe gab, zu untersuchen, ob das Modellstehen und das Malen gar so verschiedene Dinge seien, trank er seine Maß heftig aus, stieß den Stein fest auf den Tisch und rief:

„Recht is! Mit dera Malerei geht's am End aa!“

Und er preßte in seiner Erregung Lisis Arm wieder gewaltig; und sie lachte froh und rief nach einer letzten Maß, damit den Entschluß und ihren Bund zu besiegeln.

Und dann als die Sonne schräg unter den Bäumen her ihnen die Augen blendete — ringsum war's leer geworden, die Kathi und ihre Sippschaft waren schon lange fort, — erhob sich die Lisi:

„Jetzt paß auf, i sag der was, Kasfl. Jetzt bleibst da, ganz stad, i kimm glei wieder. I muß nur g'schwind zu 'm Maler, der wo mi' b'stellt hat, weißt. I sag eahn, daß i net recht wohl bin, weißt, daß i net sitzen kann heut. I kimm glei' — Schwanthalerstrah'n is's, — glei' bin i da.“

Und er nickte nur selig und vertraulich und sah ihr nach. Wie sie da fortanzelte, kam sie ihm so liebreizend vor wie nichts auf der Welt. Was waren die Mädel von Allersdorf oder Spalt dagegen! Und er gestand sich mit Wonne, daß er über die Ohren verliebt sei.

Er sah noch zu, wie sie am Ausgange mit der Kellnerin verhandelte und dann über den Platz entschwebte; unter der blendenden Sonne flatterte ihr lumpiges Köckchen, und sie spannte kokett ihren verschliffenen gelben Spitzenschirm auf. Sie trat so flott und frei auf, als gehöre ihr München. Kasfl war in Bewunderung verloren und geriet immer mehr und mehr in einen aus Marschmüdigkeit, Nachmittagsabspannung, Bierkläufigkeit und ebenso aus Liebe und Begeisterung gewobenen Zustand hinein.

— Plötzlich verdunkelte die dicke alte Kellnerin ihm die Sonne:

„No a Maß?“

Aber er dankte; das Bier stand ihm bis in die Kehle hinauf. Dabei fiel ihm jedoch das Zahlen ein.

„Weil's grad da sind — was muß i denn zahl'n?“

— „Zahl'n? Ja gar niz. 's — Fräuln hat ja schon zählt.“

Kastl riß die Augen auf: „Zahl't?“

„Natürl'. — Verwundert 's dees? Die werd net 's erschte Mal fir Eana zählt hab'n.“ Dabei räumte sie die Krüge fort und wuschte Brocken und Asche über den Tisch hinab.

Aber der Kastl konnte sich nicht beruhigen und manifestierte immer neues Staunen. Ob das hier in München so in der Mode sei? (Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Gottes Mühlen mahlen langsam aber sicher. Weil unsre Lieben Berliner sich dereinst gegen die unwürdigsäte Anstammung eines Fürstenthums dadurch auflehnten, daß sie das graue Schloß an der schwarzen Spree wiederholentlich zerstörten, darum müssen ihre Nachkommen im Berliner Rathaus — Nachkommen im lokalen nicht im konfessionell-ethnographischen Begriffe — schwere Buße thun und als demüthige Kamele, wie sie an heiligten Stätte einst genannt wurden, niederknien, um sich mit dem schweren Paden preußisch-brandenburgischer Geschichte beladen zu lassen. Unter dem Fluch des alten Schuldbewußtseins wird für sie die Lösung der Wohnungsfrage eine patriotische Stiftung von einer Million, und die Mästel der Weltgeschichte lösen sich auf in das Familiengedächtnis der Hohenzollern, deren magische Kräfte alles Werden erzeugen. So haben sie auch jenes Wächlein zu Ehren Friedrichs I. aufertigen lassen, das am 18. Januar auf die Schüler der Berliner Volkshochschule die vaterländischen Empfindungen der konnunkal-freimüthigen Söhne der tugelosen Acht- und vierziger weithell übertragen soll.

Damit glauben die Tapferen indes noch nicht genug gethan zu haben. Bereits rüsten sie sich, um würdig den neuen Spreeprefekten zu empfangen. Zu diesem Behuf haben sie ihren hohen Gönner, den Freiherrn von Mirbach, der sich ohnehin wegen des Sandentrags nach ertragreichen Nebenbeschäftigungen umsehen muß, beauftragt, ein Normal-Hohenzollern-Geschichtswerk abzufassen, das für Zeit und Ewigkeit die Urtheile der jetzigen und kommenden Freimüthigkeitsgeschlechter über die Sprossen des Hohenzollernhauses lenken und festlegen soll. Das Werk wird auf der Rückseite von Pfandbriefen der Grundschuldbank gedruckt, dem Konmerzianrat Sanden gewidmet sein und den konzentrierten Geist des Freiherrn v. Mirbach enthalten. Wir sind in der beneidenswerten Lage, schon jetzt den Extrakt dieser Studien-Schule freimüthiger Hofgeläufigkeit wiederzugeben. Und ich bitte meine Genossen, zu ihren Festreden am 18. Januar sich gefälligst des freimüthig-Mirbachschen Geschichtswerks bedienen zu wollen; damit sie nicht in die Verachtung kommen, unbeglaubigte und Anstoß erregende Auffassungen über die Träger der brandenburgisch-preußisch-deutschen Vorsehung zu äußern.

Friedrich I., der Große, war ein guter, frommer, genialer Fürst. Im Jahre 1701 beschloß er, die Größe Deutschlands zu begründen und setzte sich zu Königsberg die Königskrone auf. Hatte er das nicht gethan, so wären wir heute noch ein kleines Fürstenthum und wahrscheinlich vom Erdboden verschwunden. Dank dieser neuen, von Friedrich I. gewählten Kopfbedeckung, sind wir geworden, was wir sind. Hurra der erste König von Preußen! Friedrich I. ermöglichte auch den Philosophen Leibniz, der durch seine Verbindungen mit dem Thron zu gewissen schönen und tiefen Gedanken und zu bedeutendem Ansehen gelangt ist. Friedrich I. war ein vorzüglicher Sohn, Gatte und Vater; er war sparsam, schlicht, aufrichtig. Er führte einen keuschen Lebenswandel und ging viel in die Kirche. Er war ein König der Bettler, er sorgte für die Armen und Elenden, und überschüttete sein Volk mit Gerechtigkeit, Freiheit und Wohlstand.

Friedrich Wilhelm I., der Große, war ein geistreicher, fein gebildeter Herr. Er zeigte das größte Interesse für Kunst und Wissenschaft. Milde und Herzengüte waren seine hervorragendsten Eigenschaften. Die unbesiegbliche Geschichte darf freilich auch die Schwächen dieses großen Hohenzollern nicht verschweigen und sie muß also zu ihrem Bedauern feststellen, daß er ein übermäßig starker Raucher war. Diese menschliche Schwäche wurde aber durch die herrliche That mehr als gut gemacht, daß er der Schöpfer des preußischen Heeres war. Ohne ihn würden wir heute nicht die gewaltigen Erfolge über die Boyer in China erringen. Friedrich Wilhelm I. war ein vorzüglicher Sohn, Gatte und Vater. Er war sparsam, schlicht, aufrichtig. Er führte einen keuschen Lebenswandel und ging viel in die Kirche. Er war ein König der Bettler, er sorgte für die Armen und Elenden, und überschüttete sein Volk mit Gerechtigkeit, Freiheit und Wohlstand.

Friedrich II., der Große, war durch sein unerschütterliches Gottvertrauen besonders ausgezeichnet. Er war einer der gläubigsten Christen, welche die Erde getragen hat. Diese Eigenschaft verdankt

er hauptsächlich seinen strahlenden Siegen in den schweren, ihm durch verbrecherische Provokationen aufgezwungenen Kriegen, die er gegen eine ganze Welt von Feinden durchfocht. Er ist der Begründer der deutschen Weltpolitik. Ohne ihn könnte Feltig Dahn nicht an der preussischen Universität Breslau lehren, und Gerhard Hauptmann gehörte der österreichischen Litteraturgeschichte an. Er war ein genialer Flötenspieler und Komponist, dem Beethoven seine entscheidenden Einflüsse verdankte. Seine glänzenden Witze schrieb der Franzose Voltaire nach, sammelte sie, gab sie heraus und hatte großen Erfolg damit. Doch entstellte er niederträchtigweise die Eingebungen Sr. Majestät, indem er aus dem eignen Hirn eine greuliche Zuthat von Gottlosigkeit hinzufügte. Ehrlicher gab der Schriftsteller Lessing die Intentionen des Königs wieder. Aber auch dieser mächtige Fürst war nicht ohne Fehl, wie die Byzantiner und Schweifwedler glauben machen möchten. Es war ein über Einnfall, daß er die Statuen in Sanssouci so völlig unbekleidet hinstellen ließ. Doch möge diesen Unzustand die armen Zeiten des Kriegs entschuldigen: man hatte nicht das nötige Geld für mehr als den unbedingt nötigen Marmor; so mußte man auf die Drapierung verzichten. Friedrich I. war ein vorzüglicher Sohn, Gatte und Vater. Er war sparsam, schlicht, aufrichtig. Er führte einen keuschen Lebenswandel und ging viel in die Kirche. Er war ein König der Bettler, er sorgte für die Armen und Elenden, und überschüttete sein Volk mit Gerechtigkeit, Freiheit und Wohlstand.

Friedrich Wilhelm II., der Große, ragte durch die Sittensreinheit seiner Lebensführung hervor. Er war ein klarer Kopf, der erbitterte Feind allen Aberglaubens. Darum konnte er die klassische Periode der deutschen Kunst und Philosophie schaffen: einen Goethe, Schiller und Kant. Ein besonderes Interesse hegte er für die Frauenbewegung, und sein Minister Wöllner war der edelste Pionier der Aufklärung. Vielleicht wurde Friedrich Wilhelm II., das darf der gewissenhafte Forscher nicht verschweigen, am Ende seiner Tage ein wenig zu dick. Doch war das auf den Seelenschmerz über die französische Revolution zurückzuführen, deren Ausbruch er nicht verhindern konnte. Friedrich Wilhelm II. war ein vorzüglicher Sohn, Gatte und Vater. Er war sparsam, schlicht und aufrichtig. Er führte einen keuschen Lebenswandel und ging viel in die Kirche, so wie ein König der Bettler, er sorgte für die Armen und Elenden, und überschüttete sein Volk mit Gerechtigkeit, Freiheit und Wohlstand.

Friedrich Wilhelm III., der Große. Seiner Energie, Tapferkeit und dem weiten Blick seines tiefen Geistes schuldet unser Vaterland sein Bestes. Als er sah, daß sein Volk in Bescheidenheit und Leichtsinne zu versinken drohte, ließ er sich von Napoleon I. absichtlich schlagen, damit aus diesem Unglück die Nation geläutert hervorginge. Er erreichte auch den Zweck in ungeahnter Vollendung. Nachdem er Jena herbeigeführt, arbeitete er unablässig an der nationalen Wiedergeburt. Die glorreichen Freiheitskriege waren sein Werk. Nach der Vernichtung der Fremdherrschaft war der König besonders um die freie Entwicklung im Innern bemüht. Friedrich Wilhelm III. war ein vorzüglicher Sohn, Gatte und Vater. Er war sparsam, schlicht, aufrichtig. Er führte einen keuschen Lebenswandel und ging viel in die Kirche. Er war ein König der Bettler, er sorgte für die Armen und Elenden, und überschüttete sein Volk mit Gerechtigkeit, Freiheit und Wohlstand.

Friedrich Wilhelm IV., der Große, war ein unerreichter Meister klaren Denkens. Er hat frühzeitig erkannt, daß nunmehr die Zeit gekommen sei, seinem Volke eine Verfassung zu geben, und er beschloß, seine Absicht unerschütterlich auszuführen. Aber die Polen, Juden und Franzosen im Lande wollten von einer Verfassung nichts wissen, weil diese den deutschen Volke, das sie hatten, zu weiterer Größe geführt haben würde. Darum waren sie eine Worbrennerbande, die am 18. März 1848 die Straßen Berlins durchwütete, Ströme von Blut vergoß und den König bedrohte. Eine Zeitlang waren die Verbrecher siegreich. Dann aber gelang es dem König, die Mächte der Finsternis niederzuzwingen und seinem Volke, trotz der wütenden Polen, Juden und Franzosen, die Verfassung zu geben und zu sichern. Hieran beruht die deutsche Einheit. Friedrich Wilhelm IV. aber litt unglücklich, er konnte den Missethättern jener Verbrechen nie vergeffen und er starb am gebrochenen Herzen, daß so etwas im Lande der Hohenzollern möglich gewesen. Freilich war er nicht von aller Schuld an den Vorgängen des 18. März freizusprechen. Er neigte zu allzu großer Schweigsamkeit, er verschloß seine erhabenen Gedanken in einen unüberhörlichen Ernst. So war man nicht immer über die Ansichten des Königs vollständig unterrichtet. Friedrich Wilhelm IV. war ein vorzüglicher Sohn, Gatte und Vater. Er war sparsam, schlicht, aufrichtig. Er führte einen keuschen Lebenswandel und ging viel in die Kirche. Er war ein König der Bettler, er sorgte für die Armen und Elenden, und überschüttete sein Volk mit Gerechtigkeit, Freiheit und Wohlstand.

Die Nachfolger Friedrich Wilhelms IV. hat Fehr. v. Mirbach noch nicht in Arbeit genommen. — J o c

Kleines Feuilleton.

dg. Kinderstimmen. Es giebt keine Kinder mehr.
Die klugen Leute behaupten es alle Tage und die klugen Leute haben recht. Einmal, weil kluge Leute immer recht haben, und dann weil alle Welt ihnen beistimmt.

Also: es giebt keine Kinder mehr.
Es giebt wirklich keine. Draußen auf den Dörfern, ja, da viel leicht noch, oder auch in der guten Gesellschaft, da natürlich ganz bestimmt — aber die Großstadtkinder? die Proletariatskinder? Pfui, das ist eine böse Sorte.

Die Kinder aus der guten Gesellschaft, ja, das sind noch Kinder. Reizend sind sie in ihrer harmlosen Unschuld. Sie spielen mit ihren Puppen „Mutter und Kind“, sie „kochen“ mit Rosinen und Mandeln. Sie „bauen Schachteln auf“ und amüsieren sich köstlich mit Schankelpfad und Bleisoldaten.

Und so artig und sitzhaft wie sie sind! Sie werden niemals ein fädeltes, gemeines Wort aussprechen. Ihre Vorstellungswelt ist lindlich und rein. Sie glauben an den lieben Gott und die lieben Engeln, an Feen und Elfen, Rigen und Wichtelmännchen, sie leben und weben im Dammkreis ihrer Märchen und Geschichtenbücher. Kuchenbrödel und Dornröschen, Nostäppchen und Säuerwittchen schreiten durch ihre Träume. Die Proletariatskinder spielen überhaupt nicht. Sie liegen bloß auf der Gosse und balgen sich herum. Was Spielzeug ist, wissen sie kaum, sie haben niemals etwas davon besessen, allerhöchstens damals, als sie noch ganz klein waren und auf der Armenbesicherung ein Dreierpferdchen und eine billige Kuppe bekamen.

Sie glauben auch nicht an Feen und Elfen, sie lachen sogar, wenn man ihnen von den lieben Engeln spricht, ja, sie sind in jeder Beziehung — Nulle.

Sie wissen alles, und kennen alles, und am besten das, was Kinder nicht kennen sollen.

Sie sind genau so klug, wie die großen Leute, noch viel klüger sogar manchmal. Mit ihren hellen neugierigen Augen sehen sie immer gerade dahin, wo der Schmerz des Lebens am dunkelsten auf der Oberfläche treibt. —

Winterabend. Die Luft ist still aber voll von klingendem Frost. Keine Wolke am Himmel. Schauf und hell funkeln die Sterne, wie eine große runde elektrische Lampe hängt der Mond an dem dunklen Luftmeer.

Und tief unten die große Stadt.
In ihren Straßen Licht und Leben. Breit, voll, in mächtigen Accorden flutet es dahin, eine jubelnde Hymne, die Hymne lachender, lodender Luft. Wenn nur die Stimmen darin nicht wären, die Kinderstimmen.

Sie klingen immer wieder vor, man mag sich wenden, wohin man will. Sie übertönen den Lärm der Equipagen, die ihre Insassen zu frohen Festen tragen, sie drängen sich in die schmeichelnden Gegenklänge, die aus hellen Tanzsälen hinausströmen in die Winternacht. Sie bilden einen ganzen Chor, vereinen sich zu einer unaufhörlichen, eintönig traurigen Melodie. Und die Melodie bleibt immer dieselbe:

„n Frochen de Schachtel Wachsstockhölzer!“
„Zehn Pfennig drei Ansichtspostkarten zum Anschauen, zehn Pfennig!“

„n Sechser 's Weichenskräuschen!“
„n Frochen de Schachtel Wachsstockhölzer.“
Kleine dürftige Gestalten schieden sich vor die hellen Schaufenster, ducken sich kriechend in geschützte Winkel, drängen sich stehend an die eleganten pelzvermummten Damen und Herren.

Unter dem dunkeln Honigsturz stehen zwei Knaben in dünnen Mädchen. Sie reiben die Hände ihre Tragelassen sind noch beinahe voll. Halberstarrt liegen die Weichenskräusche des Kleinsten nebeneinander.

„Kommste nach Haus?“ fragt der Große.
„Aee, id kann nich.“
„s looft ja doch keener mehr wat. Se bleiben ja nich mal stehen bei die Kälte.“
„Ja kann aber doch nich.“
„Hat Dein Vater nu Arbeit?“
„Aee, immer noch nich. Is denn Deine Mutter raus aus't Krankenhaus?“
„Aee, ooch nich.“

„Ach!“ Sie seufzen beide. „Is et kalt.“
„Zu Hause is 't grade so kalt“, sagte der Kleine mit einem verlorenen Blick. „Wir haben schon vorchte ganze Woche nich mehr jeheizt.“

„Wir ooch nich, aber Vater sagt, wenn id heute 'ne Mark einnehme, denn geht er morgen früh und will Kooft holen.“
Kaufe. Der Große zählt seine Schätze: „Und drei Frochen hab id man erst.“

„Ja zwei und 'n halben.“
„Und verkoofen thur wir doch nisch mehr. Komm' nach Hause.“
Der Kleine bleibt fest: „Aee Du, werchte was? Komm' mit, wir gehn nach Müllers Ballfale, da wer'n wir doch noch wat los.“

„Empörend! Hast Du gehört? Die alte Dame, an die der Kleine im Vorwärtsstürzen anrennt, stößt ihren Mann in die Seite. Der seufzt behäbig: „Es giebt keine Kinder mehr!“
Vor dem großen Restaurant sind sie stehen geblieben. Der Junge ist so an zwölf, das Mädchen dreizehn Jahre alt. Ihre feine

Rose schnuppert begehrlieh nach dem Bratenduft, der aus der Thür heransströmt. Mit kindigen Augen tariert sie die Damen, die vorüber-schreiten, ihre feinen Unterröde, ihre eleganten Abendmäntel.

„Wenn wir drin miteffen könnten!“ sagt der Junge. „Seine Sachen essen die!“

„Ja Braten und Fische.“
„Hast Du schon mal Braten gegessen?“

Das Mädchen lacht: „Aee nie!“
„Ich möchte mal Braten essen! Wenn Vater mal mehr Geld verdient, muß Mutter Braten machen, dann jeh ich auch nich mehr handeln.“

„Da wüste woll lange warten können!“ Das Mädchen lacht noch lauter. „Aber ich — wenn ich groß bin, denn wer ich 'ne feine Dame.“

„Du?“ Der Junge sieht sie ungläubig an.
Sie schüttelt die braunen Köpfe und hält dem jungen Studenten mit kokettem Augenblinzeln ihre Wachsstockhölzer entgegen. Er geht vorüber.

„Schafskopp, — denn nich!“ Ein wütender Blick fliegt ihm nach. Dann wendet sie sich wieder zu ihrem Gefährten: „Wenn ich groß bin, trage ich seidene Kleider und esse Braten, und 'ne alte Frau hat's mir versprochen, netlich als ich vom Schauspielhaus stand. „Und ich war' hübsch, hat se gesagt, und ich soll man zu ihr kommen, wenn ich vierzehn bin, und se wollt' mir alles so schön geben, wie id's mir gar nicht denken kann. Denn darf wer aus Mutter nicht mehr nähen de Nacht durch, denn ziehen wir raus aus'm Keller und Vater kriegt 'n Stein auf sein Grab. Ja, wenn ich groß bin!“

Ihre Augen blitzen. —

Litterarisches.

Sophus Schandorph. Im Alter von 63 Jahren ist ein dänischer Dichter gestorben, der auch unsern Lesern kein Unbekannter ist. Erst vor wenigen Tagen — in der Weihnachtsnummer — brachten wir eine Erzählung „Weihnachten im Hühnerstall“, die für seine ganze Art charakteristisch war. Schandorph war unter den modernen Dänen der einschlößliche Niederländer. Das will etwas sagen in einem Land, in dem die ersten Talente alle Niederländer sind, weil sie in ihrer Vaterheimat etwas andres gar nicht sein können. Selbstverständlich spielen die neueren Moden der Litteratur auch nach Dänemark hinüber. Ein Element der dänischen Art kommt ihnen sogar entgegen — der Sinn für das Feine und Stimmungsvolle, der in J. P. Jacobsen seinen klassischen und bleibenden Ausdruck gefunden hat. Im übrigen aber besitzt Dänemark ein Gegengewicht gegen die neuromanischen Regungen: seine Bauern, die schließlich doch das Land tragen und beherrschen. Die Modelitteratur bleibt zu einer ziemlich leeren Mode-Existenz verurteilt; sie bleibt auf die Stadt beschränkt. Und wieviel Städte hat Dänemark? In dem Sinn, der hier einzig in Frage kommt, eigentlich nur Kopenhagen. Die Symbolisten usw. sind Großstadtwächse, die nicht gedeihen, wo der Wind der Nordsee über Jütland streift.

Schandorph also war Niederländer, seine Kunst war die Kunst der niederländischen Meister, eine breite, fastige, unerhödene Charakterkunst. Er liebte nicht die stilisierten Linien und die arrangierten Farben; er liebte das Leben in all seiner kaisosen Wunderlichkeit, seiner breiten Pracht, seinen Kompromissen, seinen Tiefen, seinem Fleid und seinem Schmutz. Ich bitte zu beachten: auch den Schmutz. Wir überlassen es andern, seine Schilderungen des Schmutzes mit „berlärenden“ Momenten vor dem wohlgeborenen Publikum zu entschuldigen. Wir wissen, daß eine derbe Bauerin, deren Reize mehreren Dörfern bekannt ist, ihre eigne Schönheit hat, und wissen, daß niemand im Sinne der Niederländer ein Künstler wird, der an dieser Schönheit nicht seine helle, derbe, lachende Freude haben kann. „Im Widerwärt'gen breite, tüchtig'e Jüge“, sagt Faust, wie er im zweiten Teil des Gedichts vor der Spöng steht und wer diese „breiten, tüchtig'en Jüge“ im Widerwärtigen nicht sieht, wer im Laster nicht die Kraft des Lasters empfindet — der kann sich getrost aufhängen oder um eine Professur eintommen; ein Künstler wird er nie. Wir freuen uns, daß Schandorph so derb sein konnte, wie er mitunter derb war. Wir lassen den Greimern ihr Gegrein und sagen mit ihm: lieber roh mit Jola, als höflich etwa — wir übertragen jetzt — mit Ludwig Fulda.

Schandorph hatte Humor. Wer dem Leben so gegenüber steht, wer alles kennt und nichts verschweigt, der muß zum Humor kommen, weil er anders mit dem Kram nicht fertig wird. Sein Humor konnte cynisch werden — ein erbärmlicher Humorist, der niemals cynisch war! Es giebt Freunde Heines, die sich um Heines Denkmals bemühen, indem sie von Heines cynischer Größe ängstlich Abstand nehmen. Wir haben ihnen gegenüber immer bedauert, daß uns der Cynismus fehlt, um den Wisz zu machen, den Heine beim Anblick dieser erbaulichen Denkmalsaffaire sicher gemacht hätte. Wer den Cynismus nicht will, soll ins Kloster gehen! Den Anspruch auf Humor muß er in der Welt zurücklassen.

Politisch war Schandorph ein entschiedener Anhänger der Linken. Anfangs zum Theologen bestimmt, verließ er die Theologie, die ihm nichts als einen glühenden Pfaffenhaß zurückließ. Als einmal die „innere Mission“ in Dänemark für seine sündige Seele zu beten sich entschloß, quitierte er über dieses wohlgemeinte Beginnen durch

einige überaus derb geratene Equisden. Er legte nicht sonderlich Wert auf den Himmel; er liebte die Erde. So sei sie ihm leicht! — E. S.

Musik.

Der Einakter à la Mascagni ist nun eine typische Erscheinung unsrer Opernwelt. Einer nach dem andern wird zu Grabe getragen. Vorgestern geschah dies im Theater des Westens mit der Oper „Renata“ von D. R. Scarano, wahrscheinlich einem jungen Komponisten, der doch vielleicht schon längst über diese Komposition hinaus ist. Die Direktion hatte fast gar keine Notiz über diese Premiere ausgegeben, das Haus war schlecht besucht, und nicht ein Textbuch gab's. So waren denn auch die Handlung und die Anpassung der Musik an sie und zumal an den Text schwer zu verfolgen. Die verlassene Renata wirft sich ihrem ehemaligen Geliebten bei seiner Hochzeit mit einer vornehmen Braut in den Weg, doppelt gereizt durch den Tod ihres Vaters, und stirbt natürlich bei dieser Affaire. Von der Musik ist nichts Späteres zu sagen, als daß der Komponist die Möglichkeit einer späteren künstlerischen Entfaltung vermuten läßt. Er schreibt nicht übel gefangstechnisch und — besonders wo die Begleitung zurücktritt — gefänglich ausdrucksvoll; er zeigt auch Spuren davon, daß er in einfachem Stil schaffen kann, daß er Stimmung zu machen versteht und daß er musikalische Gegensätze in einander zu arbeiten vermag. Im übrigen aber, zumal im instrumentalen Teil, welche trostlose Sammlung typischer Wendungen, zusammengeholt aus den dürftigsten Vorräten, wie sie bei Salonkomponisten, bei Orgelspielenden Schulmeistern, bei Militärmusikern usw. zur Verwendung kommen; insbesondere die tiefen Blechbläser sind mit schauderhaft banalen Wendungen bedroht. Gar erst die Ouvertüre ist dringend für jene heißen Sommerwochen zu empfehlen, in denen bei Kroll oder Kistenmacher verschiedene Abwechslung gewünscht wird — das Fischen, das sich am Schluß in die paar den Ausführenden geltenden Weisheitszeichen mischte, wäre gar nicht erst nötig gewesen. Der Einakter war bereits auf dem Weg zum Grabe. „Handwerker tragen ihn. Kein Geistlicher hat ihn begleitet“. Nur Elsa Salvi als die Sängerin der Titelrolle bewährte sich als eine so mächtige künstlerische Persönlichkeit, daß wir nur wünschen können, sie bald in einer entsprechend bedeutenden Rolle wieder begrüßen zu können.

Und nun durfte man aufatmen, als die Ouvertüre zu Vorlings „Waffenschmied“ uns in eine Welt zurückführte, mit der jene neuklassische Dramatik so gar nicht zu vergleichen ist. Der Stil von Vorlings fingielartigen Opern giebt uns bei weitem nicht das Ideal einer dramatischen Musik; allein so lange wir vorwiegend mit andersartigen, erst recht nicht idealen, Stilen zu thun haben, wird uns ein so herrliches Beispiel jenes Stils, wie es die genaunte Oper ist, nicht zur historischen Kritik sondern zur fraglosen Bewunderung dieses Meisterwerks führen. Ueber die diesmalige Aufführung fürchte ich, nicht ganz gerecht urteilen zu können. Noch immer habe ich jenen Abend in Erinnerung, da ich zu München bei einem Abschieds jubiläum des unvergeßlichen Künstlers August Kindermann von dessen „Waffenschmied“ einen Eindruck davontrug, wie er selten wieder beschieden sein dürfte. Da konnte man die ganze Tiefe, die in der einzigartigen Figur dieses Hans Stadinger liegt, ausschöpfen. Unser Gustav Waschow ist einer der gediegensten Baritonisten; allein mit einem noch so schönen Gesang und mit einem noch so stattlichen Auftreten, wie es für ernste Heldenväter und dergleichen passen mag, zeichnet man keinen Stadinger, namentlich wenn all das Flüssige, Leichtbewegliche fehlt, das zum Humor unerlässlich ist. Der Gast, Theodor Börgner (Konrad), um dessen willen wohl die Vorstellung überhaupt angelegt war, erwies sich als ein erster Künstler mit einer guten, in's Tenorale gehenden Baritonstimme, er ist ziemlich steif und starr, würde sich aber beim allmählichen Hineingewöhnen in das betreffende Ensemble voraussichtlich noch viel besser entfalten; eine zu Herzen gehende Beweglichkeit besitzt auch er nicht. Anna Waschow (Marie) zeigte eine von zahlreichen Vorzügen (z. B. metallischem Klang) und manchen Mängeln (z. B. Unruhe und rauhem Vokalansatz) erfüllte Stimme. Am besten von allen gefiel mir Laura Detsch (Jumentraut) und — jener kleine charakteristische Chorführer, der mir schon mehrmals aufgefallen war.

Volkskunde.

— Silvestergebräuche in der Schweiz. Im Schweizerischen Archiv für Volkskunde“ veröffentlicht Pfarrer Buh eine Arbeit über die „religiösen und weltlichen Festgebräuche im Kanton Glarus“. Besonders interessant ist das, was über Silvester- und Neujahrsgebräuche berichtet und auch in andern Kantonen der deutschen Schweiz vielfach geübt wird oder früher geübt wurde. Schon der Silvestermorgen bringt eine Ueberraschung. Von den Hausgenossen trachtet jeder so früh als möglich aufzuwachen und schleicht sich leise in die Wohnstube, wo oft schon von 4 Uhr an die Familie sich nach und nach versammelt, um abzuwarten, wer zuletzt eintreffen werde. Dieser letzte Ankömmling wird nur von den früher Aufgestandenen mit lautem Jubel begrüßt; man ruft ihm den Namen „Silvester“ entgegen, der ihm den ganzen Tag als eine Art Spottname bleibt und zu allerlei Redereien Anlaß giebt. Dasselbe ist in den Schulen und Fabriken der Fall. Der zuletzt Angekommene ist an diesem Tage der Rarr im Spiele. Ein anderer Silvesterbrauch herrscht in der Glarus benachbarten

Gemeinde Emenda. Dort schleichen sich größere Knaben oder junge Burschen in die Häuser, in denen kurz zuvor geschlachtet worden ist, und suchen sich aus den Rauchfängen oder Röhren ein Stück Speck oder Rauchfleisch oder eine Wurst zu holen, wozu es oft nicht ungeschicklicher Klettereien bedarf. Ist ihnen diese List gelungen, so zeigen sie ihre Beute lachend den beraubten Hausbewohnern und traben vergnügt damit davon. Man nennt dies das „Speckjagen“. Die Silvesternacht bildet den Höhepunkt aller der Lustbarkeiten, die an diesen Tagen gebräuchlich sind. In den Häusern bleiben die Erwachsenen mit den größeren Kindern bis nach Mitternacht auf und warten unter Schmausereien und Gesängen den Anbruch des neuen Jahrs ab. Da ist der Tisch schwer beladen mit allem Guten, was die Küche zu bieten vermag. Auch in den armen Häusern wird gehörig getafelt, vor allem Butterbrot gestrichen und Birnbrot oder „Gierzupfen“, Eierringe, sog. „Ehenkelt“, „Hörnli“ und andres Nachwerk und geschwungener Rahm („Midel“) gegessen. Um halb 12 Uhr beginnt das Glockengeläute in den Kirchthürmen und dauert bis wenige Minuten vor Mitternacht. Jetzt tritt eine feierliche Pause ein, bis es 12 Uhr schlägt. Wie der Glockenschlag ertönt, beglückwünscht man sich gegenseitig, die Glocken erschallen aus neu, um das neue Jahr einzuläuten. In allen Wirtschaften ist die ganze Nacht hindurch Tanz, zu welchem sich manche junge Leute verkleidet einfinden. Zwischen 1 und 2 Uhr wird dem Mitternachtsläuten oder in der Pause zwischen den beiden Geläuten ein Gesangsverein auf den Hauptplätzen des Orts. In früheren Zeiten zogen in der Neujahrsnacht Sängergesellschaften von Haus zu Haus und sangen Neujahrslieder. —

Humoristisches.

— Im Eifer. Zwei Sängerinnen treten zusammen in einer Oper auf, in welcher beide gleich große Rollen haben. — Nach dem ersten Akte wird der einen ein Blumenbouquet zugeworfen, und beide streiten sich um dasselbe.

„Wie so gehören Ihnen die Blumen? Ich habe doch dasselbe Recht, sie als mein Eigentum zu betrachten!“

„Aber ich bitte Sie, warum streiten wir uns denn — ich werde doch noch meine eignen Blumen fassen!“ —

— Ein Naturfreund. „Die Gegend ist wirklich herrlich!“

„Sehr schön! . . . Sag, hast Du Geld bei Dir?“

„Aber, Willy, wenn ich Geld hätte, thät' ich doch nicht die Natur bewundern!“ —

— Ausweg. „Was soll ich thun? Wünscht sich unsre Elsa zum Geburtstag e' Brennabor-Rad. Is mer zu thair e' Brennabor-Rad!“

„Weißt De, was De thust?! Kauf ihr 'n Brennapparat und sag, Du hast se mißverstanden!“ — (Flieg. Bl.)

Notizen.

— Der Schriftsteller Ignatius Donnelly ist in Minneapolis gestorben. Sein Roman „Cäsars Säule“ ist in deutschen Arbeiterkreisen ziemlich verbreitet, während sein zweites Hauptwerk „Atlantis“ nur wenigen literarischen Feinschmeckern bekannt sein dürfte. —

— Der Kopenhagener Schriftsteller Sven Lange schreibt an einem großen Werk über Björnsons Leben und Dichtungen. Das Werk wird anläßlich des 70. Geburtstags des Dichters in vier Sprachen gleichzeitig erscheinen. —

— Hauptmanns „Michael Kramer“ soll in Moskau in russischer Sprache aufgeführt werden. —

— Max Halbes „Jugend“ ist ohne wesentliche Striche von der Wiener Censurbehörde zur Aufführung am Deutschen Volkstheater freigegeben worden. —

— Die erste polnische „Faust“-Aufführung hat in Krakau vor kurzem stattgefunden. Die Vorstellung dauerte, obwohl sie sich auf den ersten Teil beschränkte, bis nach Mitternacht. —

— Das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater bereitet als nächste Novität die nachgelassene Operette Karl Millöders „Der Damenschneider“ vor. —

— Goldmarks „Heimchen am Herd“ geht demnächst im Opernhaus neu einstudiert in Scene. —

— Franz von Lenbach ist aus der Münchener Künstlergenossenschaft ausgetreten, nachdem er zuvor das Präsidium dieses Vereins niedergelegt hatte. —

— In München ist der Maler Nikolaus Gysis im 58. Lebensjahre gestorben. Die „Neue Welt“ brachte im vorigen Jahre die Reproduktion einer Zeichnung des Künstlers: Pfeisender Knabe. —

— Die Direktion der Treptow-Sternwarte hat für diesen Sonntag den Preis für die Beobachtung mit dem Niefenferrohr auf die Hälfte herabgesetzt; auch wird an diesem Tage die Besichtigung des „Astronomischen Museums“ ganz freigegeben. —